

LERNEN VON FLÄSCH

Nach dem Fläscher Modell haben auch andere Gemeinden im Kanton ihre Ortsplanung angepackt.

Text: Marco Guetg

Graubünden ist flächenmässig der grösste Kanton der Schweiz: 7105 Quadratkilometer. Das ist Schulwissen. Wie diese Fläche aufteilen? Das kantonale Amt für Raumentwicklung (ARE) hat die Zahlen. Unproduktive Vegetation: 40,2 Prozent. Alpweiden: 23,8 Prozent. Wälder: 26,7 Prozent. Acker-, Wies-, Obst- und Rebland: 6 Prozent. Gewässer: 1,5 Prozent. Was bleibt? Ein Rest von 1,8 Prozent. Das ist die Siedlungsfläche für die rund 190 000 Einwohnerinnen und Bewohner des Kantons. Weniger als zwei Prozent der ganzen Fläche – das ist nicht viel, also muss man dazu Sorge tragen. Und eben das sei in Fläsch bei der Revision der Ortsplanung beispielhaft geschehen, tönt es aus dem Chor der Gratulanten.

Dort eingereicht hat sich zum Beispiel auch Maria Lezzi, die Direktorin des Bundesamtes für Raumentwicklung. Der Fläscher Planungsprozess und sein Resultat hätten Modellcharakter. Maria Lezzi gibt drei Gründe an: Erstens sei das entschlossene, eigenständige Vorgehen der Gemeinde zu erwähnen. Sie habe die Bedeutung der ortstypischen Frei- und Grünräume für die künftige Entwicklung der Gemeinde erkannt. Zweitens: Das Thema Siedlungsentwicklung sei geschickt, und auf die Fläscher Situation zugeschnitten, neu interpretiert und mit einer «aktiven Bodenpolitik» umgesetzt worden. Stichwort «Landumlegungen». Drittens «dass es der Gemeinde mit Unterstützung der Hochschule aus Chur gelungen ist, die Bevölkerung und die Grundeigentümer einzubeziehen.» Fläsch werde Signalwirkung haben, daran zweifelt die Landesplanerin nicht. «Planer, Architektinnen und Gemeindebehörden werden sich dafür interessieren, wie man in Fläsch vorgegangen ist», sagt sie und bringt das Fläscher Modell auf eine griffige Formel: «Fläsch ist nicht Theorie, sondern gelebte Planungspraxis.»

WERKZEUGE ANWENDEN Fläsch als Modell? Das ist Balsam für das kantonale Amt für Raumentwicklung (ARE), von wo aus man von Anfang an beobachtend in die Herrschaft geschaut und ihr unterstützend zur Hand gegangen ist. Mit dem Modell aber wird das ARE allein schon aus politpsychologischen Gründen kaum im Kanton hausieren gehen. Aber benennen, wie es dazu kam, und schauen, dass es sich andernorts wiederholt, schon. ARE-Chef Cla Semadeni: «Die Gemeinde hatte eine Vision. Sie wollte die Qualitäten eines Weinbaudorfes erhalten und fördern.» Diese Vision habe die Gemeinde dann gesamthaft und nicht nur punktuell umgesetzt. Und schliesslich wurde in Fläsch das Inventar der Gemeinde nicht aus denkmalpflegerischer Sicht erfasst und bewertet, sondern mit Blick auf die Entwicklung des Dorfes. Man habe sich dabei die Frage gestellt, was man erhalten, pflegen und weiterentwickeln will. Und zu ergänzen ist: Fläsch hat die bestehenden Werkzeuge und Verfahren der Planungsgesetze genutzt. Es musste im Kanton oder gar beim Bund, denen die Raumplanungshoheit gehört, nichts neu erfunden werden.

Ebenfalls interessiert nach Fläsch blickt Lukas Bühlmann. Er leitet die Vereinigung für Landesplanung und ist somit täglich mit der Entwicklung beziehungsweise Veränderung des Lebensraums Schweiz konfrontiert. «In den Gemeinden merkt man inzwischen», kommentiert er, «dass ein Zonenplan mehr bedeutet als Pläne anstreichen und Bauzonen ausscheiden.» Das heisst: Die Ortsplanung betrifft die aussenräumliche Gestaltung und ist ein städtebaulicher Akt. Fläsch ein Solitär? Nein, meint Bühlmann, das sei eine gesamtschweizerische Tendenz – allerdings markiere Fläsch eine gewichtige Ausnahme: «Mit den Baulandumlegungen sind die Fläscher einen entscheidenden Schritt weiter gegangen.» Das Fläscher Modell wird Wirkung zeigen, sagt Bühlmann: «Wir beraten viele Gemeinden und sind froh um solche positiven Beispiele.» Dazu gehört die Binsenwahrheit:

Es kann das Dorf oder die Stadt besser planen, wer über Grund und Boden verfügt. Das ist in Fläsch der Fall, die Gemeinde hat auch eigenes Land in den Zonentransfer eingebracht – eine Weitsicht aus der Zeit der grossen Melioration kommt den Nachgeborenen zugut.

FELSBERG UND HALDENSTEIN In Felsberg wiederholten sich Personen und Prozesse. Erneut trat Christian Wagner als architektonischer Berater in Aktion. Erneut erklärte die Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur die Felsberger Planungsabsichten zum schuleigenen Forschungsprojekt. Es entstand ein Leitbild: «Was wollen wir? Uns des historischen Erbes der Gemeinde bewusst sein, uns neu als Sonnendorf definieren, in Ermangelung eines Dorfplatzes den Dorfeingang stärken und schliesslich das Dorf nicht weiter ausufern lassen, sondern verdichtet bauen.» Es folgten: Auslegeordnung, Analysen, Visionen und Informationen. Es wurde diskutiert und verworfen, man suchte nach Orten für verdichtetes Bauen und entwarf gestalterische Varianten. Und als schliesslich klar war, wo umgezont und künftig verdichtet gebaut werden soll, gab es Opposition. Nicht von den Eigentümern, sondern von den Anwohnern. Denn verdichten ist gut, aber lieber anderswo. Wie in Fläsch machte sich im Vorfeld der Abstimmung Verunsicherung breit, wie dort argumentierten hier beide Seiten mit unterschiedlichen Zahlen anders. Am 7. März 2010 wurde die Vorlage abgelehnt. Doch selbst Trost kann die Felsberger Behörde in Fläsch finden: Die Zonenplanung schaffte es auch erst im zweiten Anlauf.

Über das Rheinufer geschielt hat auch Haldenstein. «Fläsch stand uns Modell», sagt der Architekt und Baufachchef Robert Albertin. Also treffen wir auf die gleichen Akteure. Die HTW weitete ihre Zusammenarbeit zu einem Projekt, bei dem sämtliche Abteilungen der Hochschule einbezogen wurden: die Architektur, der Tourismus und die Wirtschaft. Die Abteilung Tourismus habe mit kommunalen Organisationen wie mit der Bürgergemeinde herauszufinden gesucht, was man wolle. Doch es kam noch eine neue Dimension dazu. Die Abteilung Wirtschaft berechnete, welche Bauzonen für die Gemeinden fiskalisch am interessantesten seien. Es ist die Zone W3. Doch was heisst das? Die Studierenden halfen den Haldensteinern mit Modellen, Abstraktes zu visualisieren; die Haldensteiner Behörde hat über den Stand der Planung informiert. Die gedankliche Vorarbeit ist beendet. «Wir haben eine räumlich-inhaltliche Vorstellung vom Dorf», sagt Albertin. Erst jetzt ist der Planer in den Prozess einbezogen worden.

Blenden wir zurück und erinnern wir uns an Vrin, das 1998 als letzte Bündner Gemeinde den Wakkerpreis erhalten hat. Die Ausgangslage bei der Revision der Ortsplanung war anders. Während man in Fläsch auf den steigenden Siedlungsdruck mit Freihalten des Kerns und verdichtetem Wachsen am Rand reagieren will, musste sich Vrin überlegen, wie es seine wirtschaftliche Kraft festigen und die Abwanderung stoppen könnte. Vrin definierte sich als das, was es immer war: als ein Bauerndorf – und belies den Bauern Raum im Dorf. Fläsch definierte sich als das, zu dem es geworden war: ein Weinbaudorf. Wir schauen und notieren: Unterschiedliche Ausgangslage wie unterschiedliche Planungsprozesse führten zum gleichen Resultat: zu einer für den Ort typischen Identität. An beiden Orten sind die Täter ähnlich: engagierte Architekten, dort Gion A. Caminada, hier Christian Wagner. Und eine Gemeindebehörde, die die Bevölkerung mittragen kann. Eine gemeinsame Erkenntnis: Das Weingut im Dorf in Fläsch, der Stall im Dorf in Vrin prägen die Identität einer Ortschaft, ihre Architektur und ihr Leben. Damit sind wir dort angelangt, wo Planung beginnen kann – in Fläsch, Vrin wie anderswo: beim Ort, seiner Eigenheit, Schönheit und Güte.